



# Maya Karlas Geschäfte mit dem lieben Gott.

Von Hans Fischer.

Maya Karla lebt jetzt in Hamburg und betreibt dort einen recht gewinnbringenden Bananenhandel.

Das hat er aber keineswegs immer getan. Denn May Karla ist gar kein Hamburger, sondern im Gegenteil ein Bantuneger, und kam — wie sich das für einen ordentlichen Bantuneger schickt — in einem südafrikanischen Negerdorf zur Welt. Da man aber in Südafrika, ganz genau so wie überall auf der Welt, einen Beruf haben muß, ergriff Maya Karla einen. Es war nicht der Bananenhandel; und das kann man ihm nicht verargen, denn in Südafrika kaufen die Neger einander keine Bananen ab, sondern pflücken diese Früchte, ohne sich in Unkosten zu stürzen, von den Stauden. Maya Karla ergriff daher den Beruf, von dem schon sein Vater und dessen Vater gut gelebt hatten — und wurde Sklavenhändler. So etwas gibt es nämlich heutzutage wirklich noch (und überhaupt hat diese ganze Geschichte vor anderen den ungeheuren Vorzug, Wort für Wort wahr zu sein).

Maya Karla also war ein „mfanyi biashara watunwa“, was in der Bantusprache ganz dasselbe bedeutet, wie im Deutschen „ein Sklavenhändler“. Er hatte ein paar Dutzend armer Neger seines Stammes gemietet, und mit diesen zog er in die entlegenen Negerdörfer Ostafrikas, fing dort bei Nacht und Nebel junge Neger und Negerinnen zusammen und begab sich dann mit seiner Beute vorsichtig zu den Arabern, die immer noch gute und willige Abnehmer für Negerklaven sind. Eine gewisse Achtsamkeit war freilich notwendig, damit man den Weißen, die sich ja überall an den Küsten Ostafrikas umbertreiben, nicht in die Hände fiel, denn die Weißen sind — was noch viel zu wenig bekannt ist — ein zivilisiertes Volk, dessen Gott den Handel mit Negerklaven ausdrücklich verboten hat. (Die Behauptung, daß die Weißen mit ihren Proletariern kaum besser umgehen, als die Araber mit ihren Negerklaven, wird in maßgebenden Kreisen des weißen Volkes als böswillige Verleumdung erklärt.) Von solchen komplizierten Erwägungen wußte Maya Karla allerdings nichts, sondern er hatte einfach von seinem Vater gelernt, daß man den Sklavenhandel möglichst hinter dem Rücken der weißen Beute ausüben müsse.

May Karlas Vater hatte leicht reden. Zu seiner guten alten Zeit gab es noch viel

weniger weiße Männer in Afrika als heutzutage. Maya Karla tat gewiß sein Bestes, er marschierte mit seiner kleinen Sklavenkarawane nur bei Nacht und wählte sorgfältig die Wege, die von den Garnisonen der weißen Soldaten weit entfernt sind. Aber an seinem bevründeten 13. Oktober des Jahres 1912 hatte er trotz aller Vorsicht Pech. Er sah gerade an seinem Lagerfeuer und rechnete an den Fingern nach, was er diesmal an seinen lieben Sklaven verdienen werde, als der Ruf: „Mfari-enge!“ erscholl. Das war unter diesen Umständen ein böser Ruf, denn „Mfari-enge“ heißt zu deutsch „weiße Soldaten“. Und ehe Maya Karla sich's noch versehen hatte, waren die Mfari-enge auch schon in seinem Lager und hatten ihn mitsamt seiner Sklavenkarawane festgenommen.

Am nächsten Morgen ließ man seine Negerklaven frei und schickte sie in ihre Heimat zurück. Das tat man nämlich im Namen der Humanität. Maya Karla konnte dieses Wort freilich nicht verstehen, denn es kommt in der Bantusprache nicht vor. Was er aber recht gut verstehen konnte, war, daß die weißen Männer ihn in einem großen roten Haus mit vergitterten Fenstern einsperrten.

In diesem unersichtlichen Haus hatte er bereits eine Woche zugebracht, als ein freundlicher Herr in einem schwarzen Gewand in seine Zelle kam und ihm mitteilte, daß er ihm die Tröstungen der Religion bringe. Maya Karla konnte nicht recht einsehen, worin dieser Herr die Dinge eigentlich gebracht hätte, da er doch weder einen Korb noch eine Kiste bei sich hatte; aber er hatte von seinem Vater gelernt, alles, was man ihn brachte, auf seine Benutzbarkeit zu prüfen, und deshalb ließ er sich mit dem freundlichen Herrn in Verhandlungen ein. Der Mann begann ihm zu erklären, daß die weißen Leute einen ganz großen und mächtigen Gott haben, der den Sklavenhandel verboten hätte. Diese Mitteilung fand nun Maya Karla keineswegs sehr tröstlich, aber er hielt seine Meinung bei sich und hörte andächtig zu. Dann erzählte der freundliche Mann, daß nach Befehl dieses Gottes alle Menschen einander lieben und einander nichts Böses antun sollten. Und hier dachte Karla, daß es böse genug sei, daß man ihn hier in dem roten Hause festhalte und ihm seine Sklaven weggenommen habe, aber auch diesen Gedanken behielt er bei sich, denn

der Instinkt des Naturmenschen sagte ihm, daß hier Schweigen am Platze sei. Tag für Tag kam der freundliche Herr wieder, und schließlich teilte er dem Bantu mit, daß er jetzt aus der Haft entlassen werde und ein neues Leben beginnen müsse; er habe auch schon genug von dem großen und mächtigen Gott der weißen Menschen gelernt und dürfe sich jetzt taufen lassen. Und überdies machte er ihm die recht erfreuliche Mitteilung, daß die Mission ihm anlässlich seiner Befreiung zwanzig englische Pfund schenken wolle, damit er sich eine neue, christliche Existenz schaffen könne. Daraufhin sah Maya Karla ein, daß die Religion der weißen Leute doch eine sehr tröstliche Religion sei, und ließ sich taufen.

Tags darauf begann Maya Karla ein neues, christliches Leben, gab den riskanten Sklavenhandel auf und wurde Branntweinschmuggler. Aber man kann es den weißen Leuten wirklich nicht recht machen. Kaum hatte der Bantu mit seinem neuen Beruf knappe hundert Pfund verdient, als zwei weiße Polizisten kamen und ihn wieder in ein vergittertes Haus brachten. Karla konnte das nicht begreifen, aber er nahm es nicht für ungut, da er hoffte, dort wieder mit einem freundlichen Herrn ein kleines Geschäft zu machen. Er hatte sich nicht getäuscht. Am ersten Tage seiner Haft schon kam ein Herr, der fast noch freundlicher ansah als Karlas erster Geschäftsfreund. Er sagte, er sei ein protestantischer Pastor, und erzählte wieder von dem mächtigen Gott der weißen Menschen und seinen Befehlen. Der Bantu schloß aus seinen Reden, daß die weißen Menschen wohl verschiedene Götter haben müßten, denn die Erzählungen des zweiten freundlichen Herrn wichen von denen des ersten ein wenig ab. Maya Karla aber war ein Mann, den solche Kleinigkeiten nicht anstießen, und da er vom Sklavenhandel her gewohnt war, eine Sache kurz und bündig anzufassen, machte er dem zweiten freundlichen Herrn schon am dritten Tag den Vorschlag, er wolle sich taufen lassen. Besagter Herr war sichtlich hocherfreut ob dieses Erfolges und teilte dem Neger mit, daß er anlässlich der Taufe fünfzwanzig Pfund und einen weißen Anzug als Neberrauschung bekommen werde. Maya Karla war in der Tat überrascht, denn er hatte bloß zwanzig Pfund und keinen Anzug erwartet und dachte im stillen darüber nach, ob der Gott des ersten freundlichen

### Negeripröchwörter.

Wer die Furt wechfelt, wird von den Krotodilen gefressen.

Verjude nicht zu entdecken, was nicht ist; wende dich nicht an die Toten, um Feuer zu bekommen.

Ein Finger ist zum Fängen einer Laus nicht anreichend.

Die Augen können die Ohren nicht sehen.

Zwei gute Dinge gibt es: Weisheit und Tugend. Weisheit ist es, die Schlüssel zu verlassen, ehe man satt ist. Tugend ist es, die Trinkschale zu lassen, ehe man seinen Durst ganz gestillt hat.

Im Regen sind Tränen schwer zu erkennen. Das Vermögen ähnelt den Nasenhaaren. Ob man dir viele oder wenig herausschneit, es tut immer weh.

Manche Männer sind nur zu Hause stark — das sind die, die ihre Frau durchprügeln.

Herrn wirklich knauerziger sei, oder ob der erste freundliche Herr etwa unredlicherweise fünf Pfund und den Anzug für sich behalten hätte.

Wie dem auch sei. Als Farla wieder aus dem Gefängnis kam, hatte er insgesamt fast hundertfünfzig Pfund und einen neuen Anzug. Davon stammen fünfundsiebzig Pfund und der Anzug von zweitem Gott, zwanzig Pfund vom ersten und der Rest vom Branntweinschnuggel.

Mit diesem Geld ging Farla nach Ägypten und handelte dort mit allem, was ihm gerade in die Hände kam. — Eines Tages, als er müßig durch die Gassen Kairo's ging, begegnete ihm ein ernstler Mann mit einem schwarzen Bart und einem Turban und jagte: „Allah il Allah, Mohammed Kasimillah.“ Farla jagte: „Ja“, denn er sah nicht den geringsten Grund, „nein“ zu sagen. Dann jagte der ernste Mann, er sei der Verkünder des großen Allah, des Gottes der Mohammedaner, und all das war Mist! in den Ohren des Bantunegers, denn er hoffte auf mindestens dreißig Pfund und zwei Anzüge. Er erklärte deshalb kurz, daß ihm nichts lieber sei, als auf der Stelle zum Glauben des großen Allah überzutreten, und der ernste Mann nahm ihn mit in seine Wohnung. Die Formalitäten dauerten immerhin einige Zeit, aber schließlich durfte er doch in einer großen Moschee zum großen Allah übertreten. Nach der Feier bekam er fünf Pfund für ein neues Leben und ein in Wachseleimwand gebundenes Buch, das „Koran“ hieß, wurde er im nächsten Buchladen für drei Schilling wieder los. Maya Farla dachte, daß er hier in der Tat ein recht mähtiges Geschäft gemacht habe.

Ein Jahr später brach der Weltkrieg aus und der Bantuneger Farla mußte nach Europa fahren. Dort steckte man ihn in eine Uniform, gab ihm ein Gewehr in die Hand und trug ihn auf, immerzu nur weiße Leute totzuschießen. In den Schießpausen dachte er manchmal darüber nach, warum der mächtige weiße Gott es verboten habe, mit Neger-Sklaven zu handeln, aber nichts dagegen habe, daß man weiße Leute zu Tausenden über den Haufen schieße. Aber Farla war ein dummer, ungebildeter Bantuneger und konnte darum dieses Rätsel nicht lösen. Dazu muß man Philosophie studiert haben.

Im letzten Kriegsjahr wurde Maya Farla von den Deutschen gefangen und in ein Lager für Farbige gebracht. Hier besuchte ihn bald ein Herr, der zwar eine Uniform anhatte, aber in seinem Wesen doch eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem freundlichen Herrn aus Afrika

anwies. Der fragte den Neger nach seinem Glauben und Farla jagte wahrheitsgemäß, aber finstleren Blickes, daß er Mohammedaner sei (der finstler Blick galt der Erinnerung an die schabigen fünf Pfund und das Drei-Schilling-Buch, die ihm Allah in Kairo geschenkt hatte). Farla war ein auffallend gelehriger Schüler. Als der Krieg vorbei war, ließ er sich von dem freundlichen Herrn kaufen und bekam dafür zwar keine Pfunde, aber immerhin einen Marktstand in Hamburg, an dem er ein Geschäft mit Südrüchten betreiben durfte.

Dieses tut er bis auf den heutigen Tag. Manche Leute in Hamburg wollen übrigens gesehen haben, daß der Bantuneger abends, wenn er seinen Stand geschlossen hat, eifrig aus einem kleinen schwarzen Buch hebräisch lernt.

### Ich mit mir.

Wenn Sie das gelesen haben — werden Sie jagen: Das ist a Wig! Ich will Ihnen mal was jagen: Was Sie denken — ist nicht. Stellen Sie sich bitte vor: Ein Gewitter steht am Himmel. Blitze zucken. Donner grollen. Dann fängt es an — und regnet nach Noten. Und während dieses zu geschehen beginnt, kommt über mich ein unwiderstehlicher Trieb, spazieren zu gehen. Na — da ist weiter nichts dabei. Wir sind heute alle miteinander mehr oder weniger nicht normal. Im Brüllen der Elemente — im Heulen des Sturmes — im Prasseln der Wasser spazieren zu gehen, und dabei den Aufbruch der Natur so recht von Herzen genießen, ist jedenfalls interessanter, als im Kintopp zu sitzen — und zu weinen, weil Greta Garbo um der Liebe willen leidet.

Wie ich nun hinterm Charlottenhof im düstern Wald entlang tappe — schleicht ein Mann aus dem Dschungel — und auf mich zu. Ich staune. Ich starre. Ich gaffe. Ich denke — es fragt mich der Affe. Ich sage: Nanu!? Der Mann — der mir entgegenkommt — bin ich selber. Nicht genug, daß ich mir fürchtbar ähnlich sehe — ja, direkt bis auf das Schielauge gleiche — fühle ich, daß der andere auch denkt und fühlt, er wäre ich. Nur um irgend etwas zu jagen, sage ich zu mir: „Mensch — das sind Sie?“

Und dabei dachte ich intensiv: Wie schade, daß ich mitten im besten Mannesalter verrückt geworden bin. Was werden die andern von mir denken, daß man mich nach Döfen eingeliefert hat? Wie aber — fiel mir ein, wenn ich nicht verrückt geworden bin, sondern nur träume? Das war eine rettende Idee. Ich prüfte mich in verschiedene Körperteile — beispielsweise in das linke Ohr, um mich zu vergewissern, wie es eigentlich um mich stand. Da ich heftigen Schmerz empfand, mußte ich zugeben, daß ich nicht träumte, sondern mir wirklich gegenüberstand.

Ich schaute mir tief in die Augen. Dann reichte ich mir die Hand, und flüsterte mit stockender Stimme: „Es freut mich, mich kennen zu lernen. Ich sagte das zu gleicher Zeit in beiden Ausgaben. Hierauf gingen wir beide, nämlich mit mir — weiter in das Dunkel des Waldes. Eine große Traurigkeit kam über mich. Jetzt — wo ich mich selber kennen lerne, bemerkte ich erst, was ich für ein un sympathischer Mensch war. Besonders unangenehm fiel mir an mir auf, daß ich es nicht unterlassen konnte, Aug zu snacken. Immer wieder fiel ich mir ins Wort, anstatt mich ausreden zu lassen. So etwas Undisziplinieretes hätte ich an mir nicht für möglich gehalten. Wiederholt erwachte ich mich dabei, daß ich nicht ganz ehrlich war. Ich versuchte verschie-

denes vor mir zu verbergen, was längst offen zutage lag. Man wird verstehen, daß ich heftig über mich ergriemte, und mir die Leutchen las.

Hätte ich mich schon früher kennen gelernt — oder wäre ich mir in einer Gesellschaft begegnet — dann hätte ich bestimmt die Beziehungen zu mir abgebrochen. Ich tat, was man immer tut, wenn man von unangenehmen Menschen fort will. Ich verabschiedete mich von mir, und eilte schnellen Schrittes heimwärts. Manchmal kam es mir vor, als ob ich mich verfolgte. Ich achtete aber nicht weiter darauf. Als ich ziemlich durchnäht und erhitzt in mein Zimmer komme und Licht anklempfe — was meinen Sie wohl, wer in meinem Bette liegt? Ich!

Was tun? — dachte ich. Wenn ich im Bette liege, kann ich nicht hier sein. Und wenn ich hier bin — kann ich nicht im Bette liegen.

Da ich mir darüber klar war, daß ich selber der richtige wäre, suchte ich den andern Ich im Bette zu wecken. Der lag aber wie tot da — und sangte mich trotzdem an sich, wie ein Polyp. Ehe ich mich versah, hatte der andere mich plötzlich gepackt — drückte mich stark gegen den Bauch und verließte mich sich ein. Und da bemerkte ich, daß der andere, in dessen Bauch ich nun lebte — auch ich war. Eigentlich war ich gar nicht aus gewesen. Es war bestimmt ein Traum. Aber — ich wünschte, daß jeder Mensch mal seine eigene Bekanntschaft machen könnte. Da würde er sich sehen, wie ihn die andern sehen. Willy.

### Rottenarbeiter.

Von H. Häusgen.

Stahlharte Schienenstränge spieken sich gleichmäßig in den regentropfelnden Morgen. Bleigraue Wolken hängen zum Greifen tief. Und eine Gruppe knochiger Rottenarbeiter rammt mit Stopphaden, Kleinschlag unter geteerte Holzschwellen — die weiter hinten, statt der eisernen, die dem chemischen Atem der Industrie nicht standhalten, unter die blinkenden Schienenbänder geschoben werden. Das Schienenbett hat sich an dieser Stelle gelockert. Die Eisenbahnen, zerfetzt, gaben nach, bogen sich unter der erschütternden Last über sie hinleuchtender Züge. Und die neuen Schwellen müssen hart zugeleitet sein! Die Welt der Eisenbahnsüge will nicht geschleudert werden.

Bid, pid, pad — klingen die Stopphaden. Bid, pidepid, pad, pidepad. Sie schaffen es schon! Der Unterbau soll fest sein wie Beton! Schlag auf Schlag bearbeitet wuchtig das Schienenbett. Und jeder neue Schlag hat seinen Klang. Und jeder folgende Schlag klingt schwächer — oder vielsagender und ausdrucksvoller als die vorhergehenden. Bid, pid, pad klingt es. Pidepad. Bidpad. Bidpad, pad. Bid. Pad. Pidepad.

Der ungeschriebene Choral der Rottenarbeiter ist dieses melodische Aufschlagen der Stopphaden auf den Kleinschlagbasalt. Das schallt unifizierend in den Morgen. Klingt nach Stahl und Stein und Kraft. Ist eine wahre bezwingende Melodie der schaffenden Arbeit: ein Kunstwerk! Und die Künstler sind die hageren Rottenarbeiter!

Pufft und zischt und raucht ein schwerer Kohlenzug vorbei. Der Boden erzittert vor der gewaltigen Kraft der ungeläuteten Lokomotive. Der Choral der Rottenarbeiter wird vom rhythmischen Donner des Zuges prustend überflutet.

Doch der Zug verrätet im rieselnden Regen. Und weiter hämmern die Rottenarbeiter starke Melodien und Sänge. Die stub

von unbestimmbarer, schämender Wucht. Erschallen in tausend verschiedenen, sich manchmal wiederholenden Sätzen. Voll und hinreichend von gemeinsamem Erleben.

Die Kottenarbeiter sind naß. Schweißig bis unter die Haut. Sie müssen im Regen die stahlharten Schienenstränge unterbauen.

Und Schlag um Schlag. Mann um Mann, Schwelle um Schwelle rücken sie weiter, die grauen Bänder entlang. Muskel um Muskel, Sehne um Sehne zwingt die Stoppkaden rammend auf den Kleinschlag nieder. Der Unterbau soll fest sein! Wie Beton!

Die Stoppkaden sprühen Funken.

## Experimente an Menschen.

Von Stefan Pollatschek.

Das Problem des Arztes in der kapitalistischen Gesellschaft behandelt ein auf glänzender Beobachtungsgabe beruhender Roman des oben genannten Autors, der selbst Arzt ist, aber seinem Beruf ebenso wie seinen Kollegen kritisch gegenübersteht: „Dr. med. Berghof“ ordiniert 2 bis 4 Uhr.“ Saturn-Verlag, Wien. Die Hülfsleistung des Arztes ist an Geld gebunden. Ein Großteil der Ärzte lebt schlecht, in elenden materiellen Verhältnissen, daneben gibt es eine Anzahl, die das Einkommen eines Großindustriellen in Konjunkturjahren haben. Es ist nicht zu leugnen, daß oft der Grad der Hülfsleistung von der Höhe der Möglichkeit der Honorarbemessung abhängt. Dr. Johannes Berghof hat sich in einem kleinen österreichischen Nest niedergelassen, er war vordem Assistent an einer berühmten Anstalt, wor auf dem Wege eine Berühmtheit, ein „Götterlieblich“ unter den Ärzten zu werden, wurde wegen eines Kunstfehlers vor Gericht gestellt und blieb aller Strafe ledig, da sich die Solidarität der Ärzte als starker erwies als ihre Gewissenhaftigkeit. Dr. Berghof zieht aber selbst die Konsequenzen aus dieser von ihm verursachten Vernichtung eines jungen Menschenlebens; in dem armseligen, gottverlassenen Neste will er süßeln, will selbstlos den Ärmsten, den Leidenden helfen und er stellt die niedrigsten Honoraranprüche. Doch da gerät er mit seinen Kollegen in Konflikt, die ihre heiligsten Güter bedroht sehen, es wird gegen ihn intrigiert und er wird vor die Ärztesammer zitiert, damit er sich dort verantworte. An dieser Gasse, die ihn sogar ins Irrenhaus zu führen droht, wird er zum Mörder und geht auch selbst an ihr zugrunde. Dem Verfasser ist ein anregendes, nachdenkliches und temperamentsvoll geschriebenes Buch zu danken, das in Ärzteskreisen, aber auch darüber weit hinaus, volle Beachtung verdient. Mit Erlaubnis des Verlages entnehmen wir dem Werke die nachstehende Lesprobe:

Im Arztklub fand der Vortrag des berühmten Münchener Chirurgen statt. Er war der Begründer einer neuen Operationsmethode bei Tumoren des Magen-Darmkanals, und die Zeitungen berichteten darüber seit Wochen mit dicken Lettern. Des berühmten Mannes wegen war die erste Garnitur erschienen, darunter auch der Hofrat Blohner, der seinen Schritt allein gehen konnte und deshalb auch Johannes eingeladen hatte, mitzukommen. Der Vortrag war zu Ende und die Diskussion begann. Ein Dozent, Assistent an einer der beiden Kliniken, erhob sich und begann zögernd: Zweifellos sei das eben Gehörte bahnbrechend und genial, aber eigentlich nicht mehr ganz neu. Vor vierzig Jahren sei bereits in Wien auf der Klinik X. ein derartiges Verfahren geübt worden, von dem man aber später abgetommen war, weil die neue Medizin diese Methode als veraltet abgelehnt habe.

Säbelnd erhob sich die Münchener Berühmtheit. Auch ihm seien jene damaligen Versuche bekannt, und er habe ja anfangs

seiner Ausführungen darauf, wenn auch nicht in ganz klarer Weise, hingewiesen. Damals waren dies eben noch Versuche, während heute die Exaktheit gefunden sei. Während früher nur von Intuition gesprochen werden konnte, sei heute das Wort Wissenschaft am Platze. Es sei, so meinte der berühmte Professor, gewiß nicht Eitelkeit, wenn er behauptete, es mache sich jeder, der seine Methode ablehne, eines Vergehens gegen die Wissenschaft von heute schuldig.

Ob dies Wort auch ganz am Platze wäre? meinte würdevoll ein angesehener Wiener Chirurg. An seiner Abweisung werde die Methode gewiß nicht sabotiert, aber die Versuche seien noch keineswegs abgeschlossen, ein endgültiges Resultat liege noch nicht vor. Der bisherige Erfolg könne noch nicht als Beweis angesehen werden, und jeder Zuhörer fühlte: Der hat's aber dem eingebildeten Ignoranten aus München ordentlich gegeben.

Säbelnd erhob sich abermals der Münchener und führte Beispiele an, breitete Tabellen aus, ließ ganze Kolonnen Zahlen los, und jeder fühlte: Nun ist der Wiener Laie, der sich soeben großtat, endgültig erledigt. Und es erhob sich der weltberühmte, alte Vorstand der ersten Klinik in eigener Person, und tiefe Stille schuf der leisen Stimme Raum. Keineswegs, so meinte jener, wolle er die Daten bezweifeln oder nur untersuchen, aber jeder fühlte bei jedem Wort: Du Schwindler, deine Zahlen sind erlogen, keine einzige Ziffer ist wissenschaftlich nachgeprüft. Du bist ein Gauner und Pfluscher, für alle Zeiten abgetan und kein Hund nimmt fürderhin einen Bissen Brot von dir.

Und der Münchener dankte für die hohe Ehre, daß der Herrgott aus Wien persönlich in die Debatte eingegriffen habe, und jeder fühlte bei jedem Worte: Was verstehst du alter Reaktionsär von der Medizin? Du bist ein Väter aus Großvaters Zeiten, weltfremd, ohne wissenschaftliche Fundierung, ein zurückgebliebener Kretin!

Nach etwa zweistündiger Debatte erhob sich dann der Vorsitzende. Er dankte dem berühmten Gast und faßte dann etwa zusammen: Die eben entwickelte Operationsmethode sei neu und alt. Sie sei überaus wissenschaftlich fundiert, wenn auch nicht von der Wissenschaft nachgeprüft. Sie sei allgemein anwendbar, wenn auch nicht für alle Fälle. Die angegebenen Zahlen und Daten seien einwandfrei, wenn auch bezweifelbar, der Gelehrte aus München ein Genie, wenn auch ein Trottel, die Kontraredeur reaktionär, wenn auch fortschrittstrebend, und die Proredner jugendlichen Temperaments, wenn auch das Alte liebend und verehrend. Kurz zusammengefaßt: Man war einstimmig verschiedener Ansicht.

Auf dem Heimweg sagte Blohner zu Johannes: „Was solche idiotenhaften Veranstaltungen für Zweck haben sollen? Gut, wenn man das vor Laien macht, schön, in Gottes Namen! Aber wen wollen die dummen machen? Wir alle wissen doch, wieviel es geschlagen hat! Da habe ich vor ein paar Jahren den Boronoff-Kummel mitgemacht. Alle sind sie über den armen Teufel hergefallen. Seine

Methode sei unwissenschaftlich, er sei ein Schwalan, ein Betrüger. Sehr blöde war das. Für den Boronoff war das nur eine Reklame, er verdiente und verdient ein unerhörtes Vermögen, und den Leuten schadet es gar nicht, wenn man ihnen für teures Geld ein wenig Affenhoden einlegt. Wozu der Lärm? Hätte man den Boronoff anerkannt, seine Methode akzeptiert, dann hätten Hunderte junger Kollegen zu tun und müßten nicht auf solche ausgesetzten Blödsinne kommen, wie den, den wir heute gehört haben!

Johannes dachte zu träumen, ihm schien es, als spräche Art, aber nein, ein Chirurg, sein Chef selbst, der Herr Hofrat sprach so, und er fuhr fort: „Ueberhaupt wird mir schon übel und ich bekomme Brechreiz, wenn ich von „Wissenschaft“ höre. Kann man denn das, was die Herren von der Internen betreiben, als Wissenschaft bezeichnen? Wenn wir dann ausschneiden, finden wir doch immer was anderes. Das einzige Exakte sind wir, ist das Messer, allerdings das Messer in der richtigen Hand! Lassen Sie mich mit der Wissenschaft der Herren Internisten in Ruhe! Der eine läßt hungern, der andere läßt die Patienten überfüttern, der eine verordnet Fleisch, der andere Gemüse, der eine verdammt den Alkohol und der andere verordnet ein Glas Bier vor dem Schlafengehen. Ich versichere ihnen, meine Großmutter hat das viel besser verstanden — Wissenschaft? Wenn heute ein Fabrikdirektor an Gallensteinen leidet und zehn Brotschürren darüber liest, versteht er doch zum Schlusse, vorausgesetzt, daß er nach der Lektüre nicht ganz verblödet ist, von seiner Krankheit mehr, als, sagen wir, ein Herzspezialist oder ein Orthopäde. Sind wir am Ende Wissenschaftler? Ich lehne für meinen Teil ab, dankend! Nein, wir sind weit mehr: Wir sind Künstler!“

„Gerade das Gegenteil“, wandte Johannes zögernd ein, „habe ich neulich gehört. Da erklärte mir ein geistreicher Freund, selbst Arzt, daß wir Chirurgen keine Künstler sind. Denn Kunst, meinte er, sei dazu da, um den Menschen zu vergnügen, zu erheben, während wir die Menschen zerschneiden.“

„Wer war dieser geistreiche Trottel?“

„Das war Dr. Art.“

„Der, um bei den Prüfungen durchzukommen, hoch und heilig schwören mußte, nur Kurarzt zu werden? Jener Art, der Sie zu mir brachte?“

Johannes nickte.

„Nun, der darf das sagen. Das ist doch kein Arzt, das ist bestenfalls ein Doktor!“

## Eine Mittagsgeschichte.

Josef Pappenhuber knöpfte bedächtig seine Weste zu, zieht seinen Rock an und tritt mit höflichstem „Guten Morgen, liebe Mathilde“ in die Stube. Mathilde gießt Kaffee ein und streicht Butterbrote. Sie hat nur flüchtig zu dem Gruß ihres Gatten genickt. Mit einem kleinen Seufzer läßt sich Josef Pappenhuber auf seinen Stuhl nieder und beginnt eine Unmenge Butterbrote zu verzehren. Es ist nichts in der Stube zu hören als das Ticken der Uhr und das zufriedigte Rauhen des Mannes. Mathilde sitzt dabei, ein leise spöttisches Lächeln um den Mund. Pappenhuber ist gesättigt, er küßt seine Frau, setzt seinen Hut auf und begibt sich in seinen Dienst. Langsam schreitet er die schöne Allee hinunter, biegt in eine der Hauptverkehrsstraßen ein, tritt in ein großes Kaufhaus und ist zehn Minuten später nichts als eine Nummer. Um 4 Uhr kommt er heim, liest seine Zeitung, um halb 7 Uhr wird zu Abend gegessen, um 9 Uhr geht man zu

**Wett.** Der Sonntag unterscheidet sich nicht viel von den anderen Tagen. Ein besserer Rock und ein Spaziergang zu zweit. Seit zehn Jahren geht dies so Tag für Tag. Mathilde entfiel nicht, daß eine Aenderung des Programms stattgefunden hätte, seit sie vor zehn Jahren in den dritten Stock des Mietshauses, Karlsstraße 7, gezogen ist. Damals war sie 18 Jahre. Der Vater hatte Schulden und war froh, die Tochter so los zu werden. Joseph Pappenhuber hat ihr am zweiten Tag die Einteilung des Haushaltes klar gemacht und seit der Zeit verläuft ihr Leben mit derselben Ruhe und Gleichmäßigkeit. Nun kommt das Ungewöhnliche. Eines Tages nach dem Einholen kommt Mathilde an einem Kino vorbei. Sie war noch nie in einem Kino. Pappenhuber hat keinen Sinn für solche Aenderungen. Mächtig steht Mathildes Entschluß fest, sie wird allein ins Kino gehen. Sie geht auch wirklich. Und was sie sieht, verwirrt sie derart, bringt sie aus dem Gleichgewicht, daß sie weinen muß. Sie sieht da eine Welt, von der sie keine Ahnung gehabt hat. Sie sieht schöne Frauen, herrliche Kleider, Wohnungen, Städte. Sie macht eine Reise auf einem Schiff mit, sie geht unter Palmen spazieren, macht einen Ritt in die Wüste. Mathilde ist ganz krank, als sie heimkommt. Kein Wort sagt sie ihrem Mann. Aber am anderen Tag geht sie wieder in ein Kino. Dann fängt sie an, ihre Kleider zu ändern, sich Seidenstrümpfe zu kaufen. Zuerst merkt Pappenhuber nichts. Aber eines Tages gibt's einen furchtbaren Krach. Mathilde schweigt, aber am anderen Tag hat sie einen neuen Hut und neue Schuhe. Joseph ist außer sich, aber er erreicht nichts. Eines Tages kommt sie spät nach Hause. Er will sie schlagen, aber sie sieht ihn nur an. Da steckt er die schon erhobene Hand in die Tasche. Es wird immer schlimmer. Mathilde besorgt zwar den Haushalt, aber sie geht viel aus. Und einmal, nach einem heftigen Streit, kommt sie nicht wieder. Die Ehe wird geschieden. Am Morgen nach dem Urteil steht Joseph Pappenhuber, knüpft seine Weste langsam zu, schüttelt den Kopf. Zehn Jahre haben sie miteinander gelebt in Eintracht. Nichts hat das Gleichmaß ihres Lebens gestört. Sollte es wirklich etwas geben, das stärker ist als alle Gewohnheit, als Bequemlichkeit und Ruhe. Er zieht seinen Rock an. Er, Joseph Pappenhuber, wird das nie begreifen. Im Wohnzimmer grüßte er heftigst das neue Mädchen, kuschelt ein wenig, setzt sich an den Tisch und beginnt eine Unmenge Butterbrote zu verzehren.

Wie Franz.

### Häusliche Ratsschläge.

**Essig als Putzmittel.** Um Glasflächen, vor allem aber Tafelglas schnell und billig zu reinigen, benutze man Essig; er gibt dem Glas einen hellen Hochglanz, den man mit den teuersten Mitteln nicht erzielt. Auch für Glaseinsätze und Tabletts und Unterförmern eignet sich dieses einfache Putzmittel.

**Das Waschen von wolliger und farbiger Wäsche.** Solche Wäsche soll man nur in zwei lauwarmen Seifenwässern ausdrücken, wobei man dem Spülwasser etwas Essig zusetzt. Die Farben bleiben dann sehr schön und die Tricotwäsche ebenso wie die Strümpfe erhalten einen schönen Glanz.

**Sparbarer Gebrauch von Kerzen und Seifen.** Kerzen und Seifen sollte man sich stets einen reichen Vorrat halten, weil beide am ausgiebigsten wirken, wenn sie gut ausgetrocknet sind. Je trockener Kerzen und Seifen sind, desto sparsamer ist der Verbrauch.

**Kirschenmarmelade auf polnische Art.** Man nehme süße Kirschen, Johannisbeeren und Himbeeren je 500 Gramm, feine die Kirschen aus, und treibe die zerdrückten Beeren durch ein Sieb, läutere dann zwei Pfund Zucker, schütte die Fruchtmasse hinein und koch sie unter fortwährendem Rühren zu einer steifen Marmelade.

### Wissen Sie schon? . . .

Bei manchen Naturvölkern findet man den Glauben, daß bestimmte Ereignisse immer mit bestimmten Wochentagen verknüpft sind. So glauben sie, daß Gewitter stets am Freitag zu erwarten sind, Gewitter am Sonntag soll den Tod gelehrter Männer bedeuten, am Dienstag verübt Gewitter eine reichliche Ernte, am Mittwoch den Tod von Frauen, am Donnerstag Gedeihen für die Schafe, am Freitag einen Mord und am Samstag Seuche und Pestilenz. In anderen Gegenden sagt man bei uns: wenn es über kahlen Bäumen donnert, gibt es viel Obst.

Gartenbesitzer veräumen selten, in ihren Gärten eine Esche und einen Holunder zu pflanzen, weil die beiden Bäume als glückbringend gelten. Es gibt auch sonst allerlei gärtnerischen Aberglauben. So nimmt man an, daß Rosmarin nur in einem Garten gedeiht, der zu einem Hause gehört, in dem die Frau die Hofen anhat. An anderen Orten wieder glaubt man, daß, wenn Rosmarin am Gartentor steht, der Herr des Hauses niemals Mangel an Freunden haben wird. Wo Ringe wächst, soll man sie nicht umpflanzen, da das Unglück bringt. Eine Erle, die im Garten steht, zu fällen, bringt Mißgeschick für drei Jahre. Auch gelten Erlen als Schutz gegen Blitzgefahr.

Die Bevölkerung der Welt wird jetzt auf über 2000 Millionen geschätzt; wenn sie sich durchschnittlich um ein Prozent vermehrt, wird diese Zahl in siebzig Jahren verdoppelt sein.

### Stilblüten der Wissenschaft

Als die Pest in Florenz wütete, erlagen ihr auch sämtliche Kerze der Stadt. Als der letzte Arzt dahingerafft war, entschwand die Seuche.

Die Wohlgerüche Arabiens werden oft genannt, aber wenn man hinkommt, steht man nichts davon.

In London ist ein so großer Steinkohlendampf, daß, wenn auch die Sonne nicht scheint, man doch den Himmel nicht sehen kann.

Der afrikanische Löwe wächst bis zum zehnten Jahre, und von da wird er immer größer.

Auf der Rezhaut des menschlichen Auges bilden sich alle Gegenstände verkehrt ab. Damit entspricht die Frage: Wieso erblicken Sie mich aufrecht, da ich Ihnen doch eigentlich verkehrt erscheinen müßte?

Die Hauttiere leben im tropischen Südamerika und zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich von jeder Tätigkeit mit Fleiß fernhalten.

Dieser Vogel heißt Entenstörer, aber nur in der Not, wenn er nichts andres zu fressen hat.

Der Weinbau ist eine der herrlichsten Abheingebenden.

Ein mathematischer Punkt ist ein Winkel, dem man beide Schenkel ausgerissen hat.

Beim Ueberfall von Hochkirch schnallten die Preußen die Sättel über die bloßen Hemden und ritten in aller Eile zum Tore hinaus.

Eine wichtige Literaturkunde bietet das Werk von Sebastian Brant: „Das Narrenschiff“, auf das ich in der nächsten Stunde kommen werde.

Wer über diesen Gegenstand etwas Schriftliches nachlesen will, der findet es in einem Buche, dessen Titel ich vergessen habe; es ist aber das zweihundvierzigste Kapitel.

Nach der Hinrichtung der Maria Stuart erschien Elisabeth im Parlament, in der einen Hand das Schwertschneid, in der andern die Träne.

Kerzes konnte seine Schiffbrüde nicht abbrechen lassen, da der Sturm sie vorher zertrümmert hatte.

### Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Zwettlich Nr. 65 bei Tschöb-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

#### Schachaufgabe Nr. 45.

Von Gen. Otto Hoyer, Saaz.  
Schwarz: Kg7; Tbt; Sd8; Bd7 (4).



Weiß: Kg6; Dh7; Tbs, d6; La3, a4; Sd8, f7 (8).  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

#### Lösungszug zu Nr. 44: Td4-e1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Ooper Otto, Saaz; Sack Anton, Trauschnowitz; Oyna Josef, Postomitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Leitschen; Choutka Rudolf, Ruffig; Scholze Edmund, Dobruvitz; Schöpka Josef, Eibitz; Subal Josef, Neu-Itzschau; Döhner Max, Bachmann Reinhold, Mühlendorf Wolf, alle Leitschau; Materna Franz, Stráun-Duisowitz; Kreiner Wilhelm, Leptitz; Ulbert Rudolf, Prosschitz; Walter Lud., Michel Rudolf, Kadel Franz, Schmied Ferdinand, alle Kowitz; Hofmann Johann, Probstau; Hölbig Johann und Bedutigan Anton, Bergsdorff; Gottfried Hans und Ubbil Hans, Geleitschen bei Saaz; Dinnel Emil, Leitschen; Wolf Wenzel, Arnsdorf bei Daida; Dual Wolf und Trüsch Gustav, Wistertschau; Nachtrag zu Nr. 44: Gottfried Hans und Ubbil Hans, Geleitschen.

#### Briefkasten.

H. Josef, Postomitz: Ruffig bereits eingekleidet.

B. Wilhelm, Arnsdorf: Nr. 38: nach Tab. 64 folgt Sd6-Sd4 mit Befestigung des T durch La4!

Sch. Josef, Eibitz: Vielen Dank für die Mittheilung, betr. 42. U. R. G. müßte man trachten, für uns zu gewinnen.

H. Josef, Kroschwitz: Dreier ist gut, da ich nur zweizüger verwende, Uermittle ich denselben dem Gen. Oyna für „Freier Sport“.